



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Karstedt: An der Schwelle einer neudeutschen Kolonialpolitik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## An der Schwelle einer neudeutschen Kolonialpolitik

Von Dr. Karstedt

**W**enn ein Historiker späterer Zeiten einmal die deutsche Kriegszielliteratur kritisch sichten wird, dann wird, fürchte ich, sein Urteil über die politische Mentalität der Deutschen etwas schroff ausfallen. Es soll selbstverständlich dabei von den chauvinistischen Forderungen einerseits und dem verknöcherten Verteidigen des Status quo ante andererseits abgesehen werden, sondern es sollen nur die „Generalanschauungen“ im Auge behalten werden. Aber schon dabei stellt sich heraus, daß das Bild der aufquellenden, wirbelnden Meinungen ein so chaotisches ist, daß es schwer ist, einen gemeinsamen Zug in ihm zu entdecken.

Weltpolitisch schieden sich zunächst zwei Richtungen in Deutschland, die wir kurz als die kontinentale und die koloniale bezeichnen können. Das Charakteristikum der ersteren war unter Betonung des Politisch-strategischen kurz gesagt die Forderung des geschlossenen Zusammenhaltens der heimischen Kräfte. Die koloniale Richtung dagegen sah in dem Krieg mehr das Aufeinanderplätzen weltwirtschaftlich gewordener Gegensätze, die ihre letzte Lösung nur durch einen Ausgleich auf überseeisch-kolonialem Boden finden könnten. Jene sah in einer deutschen Kolonialpolitik zunächst nur eine die Heimat schwächende Dezentralisation, diese ihrerseits behauptete, daß unser gesamtes politisches und wirtschaftliches Dasein erst seinen Unabhängigkeitsstempel durch die koloniale Ergänzung erführe, mehr noch, daß eine koloniale Expansion erst dem ins Weltwirtschaftliche gewachsenen Deutschland die nötigen Stützpunkte zur Sicherung seiner zwischenstaatlichen Beziehungen gäbe. Die kontinentale Auffassung konnte freilich darauf hinweisen, daß der Verlust des gesamten deutschen Kolonialreiches im Verlauf des Krieges die Friedensverhandlungen für Deutschland belaste, wogegen aber die koloniale Seite ihrerseits wieder mit Recht folgerte, daß das Bild ein wesentlich anderes gewesen wäre, wenn die zweifellos im Deutschen stehende „kontinentale“ Denkweise es nicht verhindert hätte, daß die überseeischen Machtmittel besser für die Aufgaben dieses Krieges vorbereitet gewesen wären. Daß diese Behauptung richtig ist, wird nach den Eindrücken der Verteidigung unserer großen Tropen-

kolonien Kamerun und Ostafrika nicht zu bestreiten sein. Ostafrika steht jetzt schon mehr als drei Jahre in einer Gegenwehr, deren heroische Leistungen sich neben dem, was unsere Flandernkämpfer vollbringen, sehen lassen können. Machtmittel im modernen Sinn waren überhaupt nicht vorhanden, und zwar weder an Menschen noch an Material. Zwei glücklich durchgeführte Blockadebrecherfahrten haben während des Krieges den Materialmangel etwas gemildert, und einer auf den Erfolgen einer glänzenden Eingeborenenpolitik fußenden Organisation ist es zwar gelungen, das schwarze Eingeborenentum der Verteidigung dienstbar zu machen, immerhin: es steht auf der einen Seite eine von allem abgeschlossene Handvoll Menschen, die aus dem Land zu leben gezwungen ist, auf der anderen eine zwanzig-, dreißigfache Übermacht, die aus der unbegrenzten Fülle des englischen Imperiums schöpft. Jahrelang bindet das ostafrikanische Kontingent — und darin liegt die politisch-strategische Bedeutung des Kampfes — sehr beträchtliche Teile des Gegners, so beträchtliche, daß z. B. die südafrikanische Union auch nicht einen Mann mehr nach Europa abgeben kann! Dabei soll noch gar nicht im einzelnen an die etwas beschämende Tatsache erinnert werden, daß es unserer eng-kontinentalen Auffassung zu danken ist, wenn unsere Auslandskreuzer mangels überseeischer Stützpunkte im Augenblick, wo sie durch den Kriegsausbruch zum Schutz der deutschen Außeninteressen berufen wurden, das Todesurteil erhielten. Der Seekrieg hätte sehr wahrscheinlich ein etwas anderes Aussehen bekommen, wenn wir einem Flottenstützpunkt wie Hongkong oder Colombo etwas Ähnliches hätten entgegensetzen können und uns nicht mit der Schaffung nur von Schiffen begnügt hätten, die ohne den Rückhalt an Land die für sie gemachten Aufwendungen wahrhaftig nicht wert waren. Auch hier bestätigt sich die historische Wahrheit, daß in der Weltpolitik das Gefährlichste die halben Laten sind. Daran ändert auch das zwar sehr populäre, aber nichtsdestoweniger ebenso falsche Schlagwort vom kolonialen „zur Mietewohnen bei England“ nichts. Es mag dem Durchschnittsdeutschen zwar eine historisch in Fleisch und Blut übergegangene Auffassung sein, daß das Deutsche Reich seine Bedürfnisse in erster Linie den in Europa maßgebenden anzupassen habe. Das stimmt solange wir eben nicht der Weltwirtschaftsstaat von heute, sondern der ausschließlich oder wenigstens annähernd sich selbst genügende Kontinentalstaat noch der sechziger und siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts waren. Im Augenblick, als uns wirtschaftlich das Kleid zu eng wurde, als wir hinausstrebten, als wir nacheinander mit Ausnahme von England und Amerika alle Handelsstaaten überflügelten, verschob sich der Schwerpunkt Deutschlands, genau wie Englands Herrschaftszentrum London gleichsam dezentralisiert wurde durch das Entstehen des neuenglischen Kolonialreiches mit Kapstadt, Kalkutta, Ottawa usw. als Mittelpunkte ebensoviele Dependenzen. Es ist, glaube ich, Seeley, der das heutige England einem ins Gigantische, ins Planetarische übersehten Venedig vergleicht, mit Ozeanen an Stelle von Kanälen. Und Deutschland? In gewisser Beziehung ließe sich das Bild auch auf Deutschland anwenden, nur mit der Vorbehaltsvorstellung, daß ihm allenthalben auf den Straßen Schranken den freien Weg hemmen, deren Obhut seinem Konkurrenten anvertraut ist, daß ferner seine Niederlassungen und Filialen nicht in eigenem Heim betrieben werden, sondern wie zur Zeit der Hanse als Gast dritter. Zwischen dem Müßen und dem Können klafft hier die Lücke. Ein tragischer Konflikt ist es, der in der Tatsache liegt, daß

das deutsche Volk auf die Dauer unfähig ist, zu existieren, wenn es von seinen Welt handelsbeziehungen abgeschnitten ist, dieser aber doch nicht froh werden kann, solange jeden Augenblick die Schrankenhalter alle Wege sperren können. Die richtige Erkenntnis dieser Spannung in der deutschen Wirtschaftsstruktur ist es ja gerade, die den Absichten der Pariser Wirtschaftskonferenz vom Sommer 1916 auch dann nichts von ihrer Gefährlichkeit nimmt, wenn man der Meinung ist, daß zwischen Entschluß und Ausführung manches abbröckeln wird.

Wirtschaftliches Denken ist nicht gerade eine starke Seite der Deutschen, und es bleibt charakteristisch, daß man bei uns die Pariser Wirtschaftskonferenz vielfach ebenso von der humoristischen Seite genommen hat, wie die Kriegserklärungen Sibérias, Siams, Chinas, — Tatsachen, die militärisch bedeutungslos sein mögen, wirtschaftlich aber um so schwerer und bedeutungsvoller sind, als sie nicht nur Milliardenwerte vernichteten, sondern uns wertvoller Brückenpfeiler für den Wiederaufbau unseres Lebens beraubten. Man ist bei uns schnell mit dem bequemen Wort Niesmacher oder Flaumacher bei der Hand gewesen. Wer aber berücksichtigt, daß wir das überseeische Ausland zum Leben so notwendig haben wie die Luft (56 Prozent unserer Einfuhren kamen über See und von Außer-europa), der kann es nur auf das lebhafteste bedauern, daß uns diese in mehr als einer Beziehung bedauerlichen Verbindungsunterbrechungen nicht haben erspart bleiben können. Der wird aber auch an die Spitze aller Kriegszielwünsche das Wort vom „volkswirtschaftlichen Friedensschluß“ stellen müssen, der allein sichert, was einem Volk von der sozialen Struktur des Deutschen geben kann, was es braucht: Arbeit und Brot!

Gewiß bleibt jedes Hinausgreifen über die engeren Landesgrenzen eine Gefahr. Der Krieg hat es erneut erwiesen. Ein Bismarck glaubte die Befürchtung um die Sicherheit seiner kolonialen Schöpfung mit der Behauptung abtun zu können, daß ihre Verteidigung sich unter den Toren von Metz zu vollziehen habe. Das war vor dreißig Jahren, als von deutschen Weltbeziehungen noch kaum die Rede sein konnte. Man hat sich mit diesem Wort begnügt, und die Dinge mehr oder weniger ihren Gang gehen lassen. Während man in der Heimat selbst dem Wertzuwachs der zu schützenden Dinge entsprechend den Schutz in Gestalt eines wachsenden Heeres usw. verstärkte, blieben die Außenwerke ohne diesen Wall, trotzdem jedes weitere Jahr ihre Bedeutung für die Heimat immer mehr einhämmerte. Rückschauend ist es einfach unklar, wie man diese Entwicklung hat geschehen lassen können, die uns bei Kriegsausbruch im Verlauf weniger Tage um Milliarden ärmer gemacht hat. Das Problem wurde doch gerade dadurch zu einer Gefahr für unser ganzes Dasein, als es unsere schärfste Gegnerschaft auf dem Weltmarkt, England und Amerika, war, zu der wir gehen mußten, um überhaupt die Grundlage zahlreicher Industrien, die überseeisch-tropischen Rohstoffe zu bekommen. Unsere gesamte Textilindustrie gründete sich reiflos auf dem amerikanischen Baumwollbau einerseits, der Schafzucht in dem englischen Australien und Südafrika andererseits. Die Elektrizitätsindustrie mußte sich ihre Riesenmengen an Kupfer aus Amerika holen, unsere Landwirtschaft wieder erhielt ihre Kraftfuttermittel aus dem britischen Westafrika usw. Eben aus diesen Gründen ist es auch unverstänlich, wie noch heute an manchen Stellen die Hoffnung auf große bare Kriegsenttäuschung gesetzt werden kann. Angenommen einmal, es

gelänge, England zu einer derartigen Zahlung zu veranlassen! Zweifelt jemand daran, daß es diesen Betrag nicht einmal, sondern im Vielfachen sich zurückzahlen lassen würde, indem es ihn in irgendeiner Form auf die Güter aus Indien, Australien usw. aufschlagen würde, die wir von ihm kaufen müssen?

Aber um auf den Risikoargumenten zurückzukommen!

Es wurde bereits oben gesagt, daß schließlich jedes Hervorwagen hinter dem heimischen Herd eine Gefahr in sich birgt. Aber wird der Kaufmann deshalb ein Halbkulturland meiden, weil dessen Rechtsverhältnisse noch unsicher sind? Und schwebt nicht schließlich selbst Englands mit allen Schutzmaßnahmen umgebener Kolonialbesitz z. B. in Ostasien in Gefahr, wenn eines Tages die immerhin im Bereich des Möglichen liegende Auseinandersetzung mit Japan kommt? Es ist sonderbar, daß mit diesem Risikoargument nur ein altes Requisite wieder hervorgeholt wird, das zu Zeiten des Cobdenklubs selbst Männer wie Gladstone gefangen nahm und sie für die Einschränkung des englischen Überseebesitzes eintreten ließ. Freilich nur auf dem Papier!

Schließlich kann das Mutterland jeden Kolonialbesitz nur bis zu einem gewissen Umfang schützen. Was darüber hinaus liegt, ist Sache der heimischen Militärs und Diplomaten. Nur darf, wie gesagt, der Schutz nicht, wie im Fall der deutschen Kolonien und der deutschen Überseebeziehungen so gering sein, daß er praktisch einer Einladung zum Raub gleichkommt. Dann freilich wäre die gesamte deutsche Weltwirtschaft in der Zukunft einer Belastung ausgesetzt, die mit Rücksicht auf die Erfahrungen dieses Krieges wohl kaum jemand zu verantworten und zu übernehmen sich getrauen würde.

Das Vorbild Englands zeigt, wie ein Seevolk mit planetarischen Instinkten gleichsam unbewußt dafür sorgt, daß seine Weltinteressen Schritt für Schritt auch den nötigen Schutz erhalten. Um das voll zu verstehen und um gleichzeitig einen Hinweis für die diesbezügliche Zukunftspolitik Deutschlands zu geben, muß der Legende zu Leibe gegangen werden, daß Englands Flotte es allein ist, die ihm die Seeherrschaft, die absolute Meerespolizei sichert. Selbst die besten, schnellsten Schiffe in größter Anzahl wären doch völlig wertlos, wenn sie nicht den Rückhalt, nicht am Mutterland, das in weltpolitischen Entscheidungen zu fern liegt, sondern an den Dependenzen in allen Meeren hätten. Die Segelschiffe des Albuquerque oder eines Drake waren noch relativ unabhängig vom Land. Das moderne Kriegsschiff dagegen verfügt in seiner Gebundenheit an die Kohlenstationen, die Munitionsdepots usw. über einen relativ so geringen Aktionsradius, daß es zum politisch tatsächlich verwertbaren Instrument nur für den Besizer werden kann, der sich ihm in Gestalt von Flottenstützpunkten gleichsam nachschieben kann. So schuf England sich seinen Kranz von Machtbasen um das ganze Erdenrund, so entstanden seine Flottenstationen in Kapstadt, Colombo, Aden, Hongkong, in Westindien, so schuf es die Pfeiler für die lebendigen Brücken, die seine Kreuzer schlagen, und die es ihm erlaubten, auf einen Hebeldruck von London aus von Duzenden von Stationen die Schiffe auslaufen zu lassen, um im Lauf weniger Tage die Weltmeere von der deutschen Flagge freizufegen. Und wir konnten es nicht hindern, weil wir dieser kräftigen Dezentralisation der Macht nichts Ähnliches gegenüberzustellen hatten.

Das kürzlich verabschiedete Gesetz betreffend den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte betont auf das deutlichste die Notwendigkeit zur Rekonstruktion

dieses einen Teiles unserer Weltinteressen. Daß auch die übrigen Zweige wiedererstehen müssen, ist klar. Zwar ist noch nirgends davon die Rede gewesen, daß das Reich ein ähnliches Wohlwollen wie der Reederei beispielsweise auch dem Überseehändler erweisen wird, der, wie z. B. in Westafrika, so schwer in mehr als halbjahrhundertlangen Beziehungen getroffen ist, daß man vorerst nicht absieht, wie überhaupt das Wiedererstehen sich gestalten kann. So oder so muß aber all das doch wieder erstehen, wenn wir wieder zur alten *façon de vivre* kommen wollen. Dann heißt es aber auch gleichzeitig die Schutzmaßnahmen aufbauen, die auf europäischer Basis allein nicht zu schaffen sind. Und eben in dieser Erkenntnis liegt der Sinn deutschen Kolonialbesitzes in weltpolitischer Beziehung. Wir müssen entsprechend unserem wirtschaftlichen Ginzuswachsen über die Enge Europas uns auch machtpolitisch dezentralisieren. Auf ein Colombo ein Daresalam, auf die westindische Station Englands einen Flottenstützpunkt in Duala oder sonstwo am Atlantischen Ozean setzen: das heißt die Freiheit der Meere sichern, das heißt an die Stelle der Hegemonie die Gleichberechtigung setzen! Die wirtschaftliche Seite des Kolonialproblems wurde bereits gestreift. Es wurde darauf hingewiesen, daß unsere heimische Veredelungswirtschaft sich infolge ihrer Abhängigkeit von dem englisch-amerikanischen Rohstoffmonopol in der Lage des Mannes befindet, der eine Schlinge um den Hals hat, deren loses Ende der Konkurrent in der Hand hat. Daß wir aus dieser peinlichen Lage heraus müssen, ist wohl allgemein anerkannt worden. Im vorigen Jahre hat sich in der Berliner Philharmonie ein in dieser Beziehung epochaler Vorgang abgespielt, als Abgeordnete aller Parteien, von Graf Westarp bis Dr. Lensch, anlässlich einer Veranstaltung der Deutschen Kolonialgesellschaft einmütig für dieses Programm eintraten. Die gesamte Weltwirtschaft drängt augenscheinlich schon seit längerer Zeit auf einen gewissen nationalen Egoismus hin, für den die immer mehr um sich greifende Verkleinerung der Gebiete der offenen Tür charakteristisch ist. Der Krieg hat diesen Gang beschleunigt, und zwar in doppeltem Sinn, indem einmal das Pariser Wirtschaftsprogramm die Boykottierung eines der größten Rohstoffverbraucher, Deutschland, zugunsten der englischen Wirtschaft vorsieht, und zum anderen mangelnder Schiffsfrachtraum und der Rohstoffhunger der ganzen Welt jeden Staat dazu zwingen, koste es was es wolle, zunächst für sich zu sorgen. Mit anderen Worten heißt das, daß wir uns nicht mehr allein auf die Lieferung durch Dritte verlassen dürfen, sondern im Interesse der Erhaltung unserer Bevölkerung danach streben müssen, selbst Einfluß auf die Gewinnung der Rohstoffe zu erlangen.

Und hier liegt eine Stelle, wo sich wieder einmal die Wege der Kriegsziele in die Richtungen Konzentration und Expansion trennen.

Es war der Berlin—Bagdadgedanke, der dazu herhalten mußte, um einen „Kolonien“ersatz begründen zu helfen, ein Gedanke, der um so bestechender war, als der kontinentalen Denrichtung der Deutschen die oben angeführten Schlagworte und der Verlust unseres bisherigen Kolonialbesitzes entgegenkamen. Der Deutsche in seiner gefühlsmäßigen Neigung war begeistert von der Berlin—Bagdadidee, und teilweise gewiß mit Recht. Von der Begeisterung scheint leider der Begriff Überschwänglichkeit untrennbar, und diese hat vielfach bekanntlich eine reichliche Menge Falsches oder Übertriebenes unter die Geister gebracht, die dem Grundgedanken nur Schaden zugefügt hat. Friedrich Naumann ist zwar selbst

(S. 182 von „Mitteleuropa“) dafür eingetreten, daß wir uns um keinen Preis, selbst um den von Konzessionen an in Europa gemachten Okkupationen der kolonialen Preisgabe aussetzen dürften, und in der oben genannten Philharmonieverammlung führte er diesen Gedanken weiter aus, indem er erklärte: „Die Kolonien sind so sehr ein Zubehör der kommenden mitteleuropäischen Wirtschaftspolitik, daß man sich keinen wirtschaftlich geschulten Vertreter Mitteleuropas wird denken können, der nicht gleichzeitig ein Freund kolonialer Ausdehnung sei. Wir Mitteleuropäer brauchen vor unseren Toren einen eigenen Garten für tropisches Gemüse; wir brauchen eine größere Quantität von Baumwolle und Gummi in unseren Händen.“ (Heft 2 der vom Aktionsausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebenen „Kolonialen Zeitfragen“.) Das alles hat aber nicht gehindert, daß das päpstlicher sein als der Papst sich auch an den Kommentatoren des mitteleuropäischen Gedankens bewahrheitet hat. Charakteristisch dafür ist eine im Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienene Schrift von Dr. Karl Hoffmann: „Das Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“ (Preis 3 M.).\*) Der Verfasser kämpft für einen genossenschaftlichen Imperialismus auf Grund des Berlin—Bagdadgedankens. Diesen Gesichtspunkt erörtert er in einer Art wirtschaftsphilosophischer Betrachtungsweise, wobei die Schuld an dem bisher nicht vollständig gelungenen Sieg der Mitteleuropaidée dem Wirken der programmäßigen und extremen Kolonialpolitiker in die Schuhe geschoben wird, die eine lebhaftere Propaganda aufgenommen hätten, als der Mitteleuropagedanke in die Diskussion geworfen sei. Diesen Gegensatz will der Verfasser darlegen, ohne im übrigen jede Kolonialpolitik abzulehnen. Auf die Ausführungen im einzelnen soll hier nicht eingegangen werden, auch wenn es reizen könnte, die Auffassung des Verfassers vom Imperialismus und den Erfolgen der deutschen Kolonialpolitik richtig zu stellen. Aber darauf kommt es mir hier nicht an, sondern nur auf die Frage: Kann überhaupt die Türkei uns eigenen Kolonialbesitz ersetzen? Auch dabei müssen Details beiseite bleiben, es kann sich vielmehr nur um allgemeine Grundlinien handeln.

Vorweg eine kurze persönliche Bemerkung.

Hoffmann spricht von extremen Kolonialpolitikern. Was er darunter versteht, ist nicht ganz klar. Versteht er diejenigen darunter, die auf dem oben zitierten Standpunkt Raumanns stehen, so rechne ich mich um so lieber dazu, als mich eine lange Reihe von Jahren praktischer Mitarbeit in unseren Kolonien immer das bedauerliche Unverständnis weitester Kreise der Heimat für unsere weltpolitischen und wirtschaftlichen Ziele und Aufgaben haben beklagen lassen, ein Umstand, der mir bereits seit Kriegsbeginn immer wieder Veranlassung gab, auf die Bedeutung der Kolonialfrage hinzuweisen. Dabei habe ich die Beobachtung machen müssen, daß bei fast allen „Überseern“ Übereinstimmung mit mir bestand. Ich hatte sonst den konstruierten Gegensatz zwischen Theoretikern und Praktikern. Aber der auffällige Auffassungsunterschied zwischen den Leuten von „drüben“ und den Heimatdeutschen — es ist vielleicht derselbe Unterschied wie zwischen Hamburg und dem Binnenland — in weltpolitischen Dingen legt mir doch die Frage nahe, ob nicht tatsächlich die freie Luft von draußen die Grundlage zur Beurteilung des weltpolitischen Seins verbessert, verbreitert und vertieft. Wobei zur Vermeidung

\*) Die Grenzboten veröffentlichten im Heft 28 d. J. ein Kapitel aus diesem Buch.

von Irrtümern bemerkt sein mag, daß, soweit mir bekannt, keiner von uns „extremen“ Kolonialpolitikern materiell an den Dingen da drüben interessiert ist.

Und damit zur Sache!

Für den kolonialen Politiker steht, wenn es sich um die Erschließung tropischer und subtropischer Neuländer handelt, an der Spitze aller Erörterungen die Frage: Ist genügendes und leistungsfähiges Menschenmaterial in dem Gebiet? Das ist nämlich die Hauptsache, und zwar nicht erst seit Dernburg, sondern schon seit Adam Smith. Die von dem Laien gewöhnlich zuerst gestellte Frage: Was ist dort zu holen? ist demgegenüber von untergeordneter Bedeutung. Denn fertig zur Mitnahme liegt, wenn man nicht mittelalterlichen Raubbau treiben will, fast in keinem Tropenland etwas vor. Kolonisieren ist erschließen, ist erschließen latent vorhandener Möglichkeiten mit Hilfe von Geld, höherer Intelligenz und Arbeitsintensität. Dernburgs bekanntes Wort von den berühmten Dattelpalmen in Südwestafrika ist damals viel verlacht worden, wer aber einmal gesehen hat, wie uns moderne Kolonialpolitik mit Hilfe des Eisenbahningenieurs aus der wertlosen Steppe Pflanzungsgelände, aus Busch und Sumpf fruchtbares Land schuf, wer sich daran erinnert, wie ein Cecil Rhodes („Eisenbahnen tragen in Afrika weiter als Kanonen“) aus der Ode Zentralafrikas das blühende Rhodesien im Lauf weniger Jahre schuf, der weiß, wem berechtigter Kern in dem Optimismus der Kolonialpolitik von gestern und heute steckt. Der weiß, daß es in den Tropen an sich wertloses Land überhaupt nicht gibt, wenn die Möglichkeit zur Verwendung genügender Mengen Geld und Ansetzung ausreichend vorhandener Arbeitskräfte vorliegt. Eben aus diesem Grunde ist in die namentlich von der deutschen Kolonialgesellschaft aufgestellten Richtlinien für die Vergrößerung des deutschen Kolonialbesitzes immer Gewicht auf die Erlangung menschenreicher Gebiete gelegt worden. Nebenbei sei bemerkt, daß mir trotz aller Sympathien für ein deutsches Marokko gerade die Frage der marokkanischen Bevölkerung den Bissen unverdaulich zu machen scheint. Die deutsche Verwaltung in Übersee hat da, wo die Grundlage des Verkehrs mit der Eingeborenenbevölkerung ein gewisses patriarchalisches Verhältnis bilden konnte, glänzende Erfolge erzielt. Den Deutschen scheint etwas Mütterliches, das Sorgen-Müssen, eigen zu sein. Anders aber, wo es sich um höherstehende, selbstbewußtere Eingeborene handelt. Auf die paßt die Verwaltungsmaxime des Deutschen wie die Faust aufs Auge. Ob unter diesen Umständen ein deutsches Marokko nicht sofort zum ewig-brodelnden Herzentessel würde? Ich zweifle nicht daran.

Die Bevölkerungsfrage ist aber auch der springende Punkt in der anatolisch-mesopotamischen Frage, denn über die wirtschaftliche Seite läßt sich mit dem besten Willen nichts Bestimmtes sagen. Mit „hoffentlich“ und „wahrscheinlich“ schafft man weder Baumwolle noch Öl. Aber selbst angenommen, das, was oben über die Möglichkeiten des kolonialen Neulands in Afrika usw. gesagt wurde, treffe auch auf den alten Kulturboden Westasiens zu. Werden wir dann etwas davon haben? Die Ansiedlung Deutscher, die von wohlmeinender Seite empfohlen wurde, ist natürlich bezüglich Mesopotamiens und Anatoliens blanke Phantasie.

Die Herren im Lande sollen und müssen auf jeden Fall die Türken bleiben, so daß für die Deutschen außer der Hergabe des Geldes nur das Wirken in gewissen technischen und kommerziellen Stellen bleibt. In dieser Arbeitsteilung liegt

aber, und darauf möchte ich hier mit aller Entschiedenheit hinweisen, eine Reibungsgefahr, die gar nicht bedeutungsvoll genug veranschlagt werden kann. Die Erschließung von neuen Ländern, namentlich wenn sie wie in dem vorliegenden Fall schnell geschehen soll und muß, setzt eine gewisse Rücksichtslosigkeit voraus, die vom Zwang vielfach nicht weit entfernt ist. Wir haben in den Kolonien häufig genug die Beobachtung machen müssen, daß nur der Zwang die Brücke schlägt, wenn es sich um den sprungweisen Übergang von der veralteten extensiven Wirtschaft zur neuzeitlichen Intensität handelt. Unter diesen Umständen ist die Frage berechtigt, ob in der Türkei selbst bereits die Kräfte vorhanden sind, die die Überzeugung von der Notwendigkeit eines solchen Zwanges und den Willen ihn durchzusetzen aufbringen können. Es kann doch nicht übersehen werden, daß es sich für Anatolien und Mesopotamien dabei um einen Schritt handelt, der die Kulturverluste von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden mit einem Schlage ausgleichen soll.

Wir wurde kürzlich eine Anekdote erzählt, die in dieser Beziehung vielleicht charakteristisch ist. Kurz vor dem Kriege war von einem deutschen Werk einem türkischen Großgrundbesitzer in Anatolien ein Motorpflug geliefert worden. Ein Ingenieur des betreffenden Wertes hatte den Pflug an Ort und Stelle selbst eingefahren und eingeborene Arbeiter angelernt. Derselbe Herr kam während des Krieges als Offizier nach Anatolien und besuchte bei dieser Gelegenheit den Grundbesitzer, um sich über das Wirken des Pfluges zu erkundigen. Auf seine Frage, wie der Besitzer mit dem Erfolg zufrieden sei, erhielt er die Antwort: „Ausgezeichnet! Ich brauche jetzt nur noch ein Viertel des früheren Gebietes in Bearbeitung zu nehmen!“ Ob diese Geschichte wahr ist oder nicht: sie charakterisiert den grundsätzlichen Gegensatz zweier Weltanschauungen, mit dem nun einmal gerechnet werden muß. Mit dem um so mehr gerechnet werden muß, als bekanntlich insbesondere in Mesopotamien die Arbeiterfrage sehr brennend ist. England hat mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es diese Frage durch Einführen indischer Arbeiter lösen werde. Die Türkei verfügt aber nicht an anderen Stellen über das Maß an Arbeitskräften, das ihr eine Verpflanzung nach Mesopotamien erlauben würde.

Aber diese Frage wäre selbstverständlich noch viel zu sagen, was aber im gegenwärtigen Moment zweckmäßig unerörtert bleibt. Jedenfalls aber muß auf Grund der deutscherseits in den Kolonien gemachten Erfahrungen auf diese Dinge hingewiesen werden, um allzu großen Optimismus auf das richtige Maß zurückzuführen. Daraus erklärt sich dann auch zwanglos, daß die kolonialen Kreise in Deutschland nicht so begeistert in die Zukunftsaussichten Mesopotamiens einstimmen könnten, wie es von der Seite geschah, die die Dinge so betrachtete, wie sie sie zu sehen wünschte.

Und dann endlich noch etwas weiteres.

Die Rohstofffrage ist für uns von so riesenhafter Bedeutung, daß wir sie nicht den Zufälligkeiten eines politischen Bündnisses aussetzen können. Es gibt gewiß keinen unter uns, der nicht wünschte, daß das im Kriege geknüpfte Band Konstantinopel—Berlin sich als ein recht haltbares und festes erweist. Aber wenn der Krieg uns eine Lehre erteilt hat, so besteht sie doch darin, daß wir erkannten, daß in der auswärtigen Politik nur der Wechsel das Bleibende ist. Können wir

unter diesen Umständen unsere ganze Versorgung mit Rohstoffen auf die eine Karte des politischen Bündnisses setzen? Dabei soll betont werden, daß gerade einer deutschen Kolonialpolitik ein festes Bündnis mit der Türkei nur von Vorteil sein könnte insofern, als der Berlin—Bagdad-Gedanke eine gute Flankendeckung für das angestrebte deutsche Mittelafrrika abgeben würde. Ein Gegensatz zwischen dem Berlin—Bagdad-Gedanken und deutscher Kolonialpolitik kann also politisch nicht konstruiert werden. Aber auch wirtschaftlich schließt das eine das andere keineswegs aus. Es soll davon abgesehen werden, daß Mesopotamien gewisse Tropenerzeugnisse überhaupt niemals zu liefern imstande sein wird, wie z. B. Kopro usw. Hier soll mit Friedrich Naumann die Tatsache betont werden, daß ein Verbraucher von der Art Deutschlands in erster Linie dahin arbeiten muß, sich die Produktionsmöglichkeit auf eigenem Grund und Boden, d. h. deutschem Kolonialbesitz zu sichern. Die Produktion eines verbündeten Landes kann niemals etwas anderes sein, als eine Ergänzung dieser Eigenwirtschaft.

Voraussetzung für die Durchführung dieses Programms ist allerdings eine großzügigere und freiere Erfassung des gesamten Kolonialproblems und zwar sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Beziehung. Es geht z. B. nicht mehr an, da draußen in Afrika alles der privaten Initiative zu überlassen; wo es sich um so wichtige Fragen der Existenz handelt, muß der Staat in Zukunft in ganz anderer Weise als bisher selbst die Erzeugung in dem neuen Lande leitend und anregend in die Hand nehmen. Nur dann können wir frei sein von der rücksichtslos gebrauchten Despotie der großen Rohstoffmächte, nur dann können wir wirtschaftlich frei werden!



## Nationale Zukunftsaufgaben der deutschen Arbeiterschaft

Von Hadubert



Der Krieg, der ein großer Enthüller theoretischer entstellter und verzerrter Wirklichkeit ist, hat es offenkundig gemacht, daß in den letzten Jahrzehnten die deutsche Arbeiterschaft fest und unlöslich in den deutschen Reichskörper hineingewachsen ist. Diese Tatsache steht fest und ist dadurch nicht aus der Welt zu schaffen, daß einige Führer der Partei wieder in den alten Doktrinarismus zurückgesunken sind und in diesem reaktionären Beginnen Mitläufer innerhalb der Partei gefunden haben. Auch die Unzufriedenheit, die sich im Laufe des Dauerkrieges mit mehr oder minder Recht